

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Unterroffizier Kuckuck. Eine Soldatengeschichte von Hermann Weger

[urn:nbn:de:bsz:31-336785](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-336785)



Unteroffizier Kukuku.

Eine Soldatengeschichte von Hermann Weger.

Nachdruck verboten.

Der Unteroffizier Specht war, wie man zu sagen pflegt, aus guten Verhältnissen entsprossen. Sein Vater war ein Nastatter Handwerksmeister, welcher es zu einem Haus und außerdem noch zu einem hübschen kleinen Baarvermögen gebracht hatte. Ernst Specht, ein Junge von guten Anlagen, hatte das Gymnasium seiner Vaterstadt bis zur Sekunda besucht, als er eines Tages, wie das so manchmal gleich einem Blitzstrahl die Seele durchfährt und alle die inneren Regungen und Triebe beleuchtet, erkannte, daß er weder zu einem Gelehrten, noch zu einem stubensitzenden Beamten geschaffen sei, sondern — zum Soldaten. Es war das im Grunde kein Wunder. Abgesehen davon, daß er in einer Militärstadt, einer Festung, aufgewachsen war und daß die Marschtritte, Kommandorufe und die rauschende Militärmusik ja schon in seine Wiegenträume gemischt hatten — abgesehen davon war er ein kerngesunder Mensch, streng erzogen, insbesondere an Pünktlichkeit, Ordnung und Gehorsam gewöhnt und von lebhaftem Ehrgefühl. Und solche Menschen fühlen sich zu dem Stande vor Allem hingezogen, in dem sich die vollste Unterordnung unter die höchsten Ideale mit der größten persönlichen Selbstständigkeit und Würde wie in keinem anderen vereinigt.

Sein Vater, der sich nicht etwa auf eine bestimmte Laufbahn des Sohnes gestreift hatte, sondern ihm in diesem Punkte jede mögliche Freiheit gewährte, legte ihm nichts in den Weg. So meldete er sich denn in Berlin als Freiwilliger bei der damaligen Garde-Artillerie-Brigade und wurde angenommen.

Ein paar Jahre später war er Bombardier und bald nachher Unteroffizier. Ein Unteroffizier, wie ihn sich die Garde nur wünschen konnte, stattlich, hübsch, tüchtig im Dienst und auch sonst begabt, vor Allem in lehrhafter Hinsicht, weshalb er auch bald eine sogenannte Vortragsklasse, und zwar die Rekruten, bekam. Durch zeitweilige Zuschüsse von Hause war er in Hinsicht des Geldes gut gestellt; so daß er außer dem Dienst eine „ziemliche Figur“

spielen konnte. Und das that er denn auch. Wer hätte ihm das auch verübelt? In derartigen Fällen ist nun aber stets eine Gefahr vorhanden, gerade bei begabten Leuten, nämlich eine Neigung zum Leichtsinne und Uebermut. Auch Unteroffizier Specht war nicht um diese Klippe der menschlichen Schwachheit herumgekommen. Als besondere Entschuldigung konnte er allerdings für sich seine Eigenschaft als Artillerist bzw. Bombardier anführen. Der Bombardier war das militärische Schreckenskind seiner Zeit. Man verzieh ihm nicht nur eine Portion Leichtsinne, sondern erwartete sie eigentlich von ihm als Kennzeichen, daß er seiner Charge ganz entspräche. Bei allen Streichen und Tollheiten der militärischen Jugend war er hervorragend beteiligt, meistens geradezu als leitendes Oberhaupt. Denn, wenn ein Anderer sich diese Stellung anmaßte, so konnte man ziemlich sicher sein, daß die Sache nicht „klappte“ oder wenigstens nicht mit der gehörigen Schneidigkeit in Szene gesetzt wurde. Und wie bei gewissen Gerichtsverhandlungen stets das Wort „Wo ist die Frau?“ aufgeworfen wird, so forschte man — in harmloserer Weise — sobald etwas „los“ gewesen war, worin Soldaten mitspielten: wo ist der Bombardier? Man wußte genau, daß er irgendwo hinter den Kulissen saß.

Der Bombardier Specht hatte nun durchaus in dieser Beziehung seiner Tresse an den Aufschlägen die nötige Ehre angethan. Der Gashähne, welche er ausgedreht hatte, war Legion. Die Blumentöpfe, welche er in stillen Sommernächten von den Parterrefenstern weg und auf dem Fußweg neben dem Kaminstein aufgebaut hatte, waren nach Dutzenden zu berechnen. Seine Spezialität war aber das Vertauschen der Schilder an den Geschäften gewesen. Der Schelm freute sich wie ein Dieb, wenn er hörte, wie der Metzgermeister Rindfleisch am Morgen beim Deffnen ein Schild mit gemalten Stiefeln und Hinweis auf prompte und billige Ausföhrung vorgefunden habe, wie er darauf, vor Aerger pustend und unter stetiger Wiederholung des Ausrufes: „Aee, so'ne Gemeinheit!“ wie ein wütiger

Ochs die Straße entlang gelaufen sei, bis dreihundert Schritt weiter beim Schuster Tietchen ihm schon von Weitem sein schön gemalter Schinken und Wurst entgegenlächelte.

Mit der Tresse am Kragen hatte er nun wohl im Großen und Ganzen von diesen Streichen gelassen. Indessen regte sich doch zuweilen noch der alte Uebermut und machte sich dann, gerade als wenn er durch die längere Ruhe an Schwungkraft gewonnen hätte, in desto stärkeren und nicht immer ganz verzeihlichen Sprüngen Luft. Wenigstens betrachteten seine beiden besten Freunde, die Unteroffiziere Sebald und Grunow von der zweiten Batterie, einen Vorfall, welcher sie anging, von dieser Seite.

Die Unteroffiziere Specht, Sebald und Grunow hatten ihre innige Seelengemeinschaft und Zugehörigkeit in der auffallendsten Weise auch dadurch bethätigt, daß sich alle Drei auf denselben Kränzchen des wichtigsten Faktors für ein späteres gemüthliches häusliches Leben, nämlich der Liebe junger, reizender Mädchen — man darf wohl sagen — versichert hatten. Ihrer ehemaligen Bombardierschaft eingedenk, hatten sie, ein Jeder auf seine Festung, ein gewaltiges Feuer eröffnet und nach einer kurzen Kränzchenmacht den Triumph einer wohl unheilbaren Bresche gehabt. Diese offen zu halten, war ihr heißestes, aber auch von Erfolg gekröntes Bemühen. Sie widmeten ihm alle freie Zeit. Zu gewissen Nachmittagsstunden hätte man mit demselben Ergebnis drei Abgottschlangen in der Kaserne suchen können, wie die Herren Specht, Sebald und Grunow. Wie oft ärgerte sich darüber der Feldwebel der zweiten Batterie, ein eingefleischter Junggeselle, welcher die Mädchen beinahe für ebenso entbehrlich hielt, als weiße Rüben, ein Gericht, mit dem man ihn hätte aus dem Paradiese vertreiben können. Auf die Mitteilung seines Schreibers von der Abwesenheit der gerade schmerzlichst Gesuchten pflegte er griesgrämig vor sich hin zu lächeln, so daß er für den Augenblick ganz einem mißvergnügten Kater ähnelte, der bei einem nächtlichen Dachkonzert statt der Liebe einer Käzin sich eines Steinwurfs erboster Menschen, die für sein rührendes Notturmo kein Verständnis besaßen, zu erfreuen hatte. Diesen Gesichtsausdruck begleitete regelmäßig die Bemerkung: „Sein wieder vor'sch Thor!“

Er meinte das ehemalige Dranienburger Thor. Bis dahin pflegten die Drei allemal zusammen zu gehen. Dann aber schossen sie

fächerartig ein jeder auf seine Flamme zu. Grunow's Braut nämlich wohnte in der Gartenstraße, Sebald's im oberen Teile der Zwalidenstraße und Specht's in der sogenannten „Reihe“. Die „Reihe“ war ein Privatweg; es war eine Sackgasse. Blicke man durch den Thorweg in der hohen grauen Mauer, so hatte man namentlich im Frühjahr ein liebliches Bild. Ein Duzend kleiner einstöckiger Häuschen zog sich traulich die rechte Seite des Fahrwegs entlang, während links reizende Vorgärtchen lagen, in denen eine Menge der schönsten Blumen wuchsen und auf deren Bäumchen und Sträuchern die gesiederten Säger sich zahlreich hören ließen. Manche hatten Weinlauben, jedes fast eine Zeligler-Jelieber-Laube, deren Ranken über das grüne Geländer auf die Gasse hinauswinkten. Im Rücken dieser Gärtchen lagen die Höfe der königlichen Eisengießerei, deren massigen Schloten den ganzen Tag über dicker Qualm entstieg. Und wie beide räumlich benachbart waren, so hingen sie auch ursächlich zusammen. Die Arbeiter dieser Fabrik wohnten nämlich auf der „Reihe“, und einer der Werkführer war Lenchen's Vater.

Lenchen war übrigens mit den beiden anderen Mädchen befreundet und hatte bei Besuchen Sebald und Grunow kennen gelernt. Diese wiederum waren bei einer Gelegenheit, wo sie ihre Bräute aus der „Reihe“ abholten, dem Werkführer bekannt geworden. Daher kam es, daß manchmal die drei Unteroffiziere in geschlossener Kolonne gleich auf die „Reihe“ losmarschierten. Da saß man denn an schönen Sommerabenden zu sechs in der Laube, etwas eng zwar, aber das war unter besagten Umständen nur ein Vorzug mehr, wie der lose Specht einmal behauptete. Jedenfalls waren es reizende Abende; sie erinnerten Specht jedesmal an die schöne badische Heimat, wenn der lindendusterfüllte Luftstrom vom Park her die Zweige der Laube leise bewegte und der Mond neugierig zwischen den Blättern hereinzuschauen bemüht war.

Diese schöne Eintracht wurde leider in ganz muthwilliger Weise von Specht gestört. Eines Abends nämlich saß dieser ausnahmsweise mit einigen anderen Kameraden in einem behaglichen Wirtshaus, das wegen des damals noch nicht so allgemein verbreiteten bayerischen Bieres vielfach von der militärischen Jugend besucht wurde. Verschiedene Gläser des bräunlichen Trankes hatten bereits eine lustige Stimmung zu Wege gebracht, als die Er-

wähnung eines Straßenvorfalles das Gespräch auf das Klüffen junger Mädchen brachte.

„Ach, das ist was Rechtes,“ sagte der Unteroffizier Specht, indem er sich in etwas proziger Weise nach hinten überlegte, „auf offener Straße einem Mädels einen Kuß rauben! Natürlich gelingt das immer, weil das Mädels ja ganz ahnungslos ist. Keine Ueberrumpelung! Etwas banditenmäßig! — Aber in kürzester Zeit ein Mädels so herumzukriegen, daß es einen Kuß wohlwollend duldet, da liegt der Witz!“

Er puffte eine gewaltige Rauchwolke gegen die Decke.

Einer meinte, das ginge doch nicht so schnell bei wirklich anständigen Mädchen.

„Kleinigkeit! Fünf Minuten längstens!“ erwiderte unser Specht mit verblüffender Sicherheit, und wiederum schoß eine gewaltige Rauchwolke, wie ein Ausbruch des Besw, in die Höhe. Specht konnte dabei aber die unangenehme Erinnerung nicht zurückdrängen, daß sein sprödes Venchen, obwohl er nun schon ein halbes Jahr und länger in ihres Vaters Hause verkehrte, zwar seine Umarmung litt, aber im entscheidenden Augenblick die Lippen so fest aufeinander schloß, wie ein kleines Kind, welches Khabarber bekommen soll. Wie oft hatte er sich nicht darüber geärgert, besonders weil sie ihn gleich darauf noch obendrein auszulachen pflegte. Dieses peinliche heimliche Zugeständniß suchte er nun nach einer menschlichen Eigentümlichkeit durch die Behauptung einer ganz entgegengesetzten Erfahrung zu unter schlagen.

„Ja selbst bei solchen, welche schon ihren Liebsten haben,“ fuhr er in der vorigen Weise fort, „geht es wunderbar schnell. Mädels sind furchtbar schwach uns Männern gegenüber;“ dabei dehnte er seinen Oberkörper zu der größten Länge, die er ihm geben konnte, aus, so daß er offenbar mit „uns Männern“ in erster Linie sich meinte. „Habe sie alle in der Tasche!“

Die Anderen lächelten etwas über ihren vor dem Winde segelnden Kameraden.

Unglücklicherweise wies nun einer in der Absicht, ihn von seiner Uebertreibung zu überzeugen, auf die Damen der Unteroffiziere Sebalb und Grunow hin, von denen er das doch gewiß nicht behaupten wollte: unglücklicherweise, denn der bierselige Specht rief sofort: „Verpflichte mich, Beide auf dem nächsten Kränzchen zu küssen!“

Die Anderen wurden jetzt aber bedenklich, denn sie wußten, wessen Specht unter Um-

ständen fähig war. Derjenige, welcher zu seinem nicht gelinden Schreck die unerwarteten Wirkungen seiner harmlosen Worte bemerkte, ermahnte ernst:

„Machen Sie keine schlechten Scherze, Specht! Bedenken Sie, es sind Ihre Freunde!“

„Ich, denken Sie, das werden die Mädels gleich klatschen? — Werden sich hüten! Darin sind sie schlau!“

Vergebens suchte man ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Er hielt ihnen entgegen, er habe sich verpflichtet, und nun müsse er es auch thun.

Als man sich trennte, gaben sich die beiden andern Unteroffiziere das Wort, über die Sache das tiefste Schweigen zu beobachten, morgen werde Specht sie vergessen haben oder doch wenigstens das Unpassende seiner Absicht einsehen.

Das Letztere war nun auch allerdings bei Ernst Specht der Fall; aber es prickelte ihn doch gewaltig, sein Problem — denn das war es in Wahrheit für ihn — zu lösen.

Das nächste Kränzchen, an dem die Unteroffiziere mit ihren Damen teilnahmen, fand bei „Pahlecke“ in der Invalidenstraße statt, einem Lokal, welches sich durch trauliche Nebenräume auszeichnete, in die sich die Paare nach den Tänzen zurückzuziehen pflegten, um sich bei Kaffee und Kuchen zu verschnaufen. Während eines Tanzes waren selbstverständlich diese Zimmerchen leer und sehr geeignet für einen derartigen Versuch, wie ihn Specht unternahm. Denn, nachdem er sich überzeugt, daß Sebalb und Grunow ohne jede Ahnung von dem schwarzen Verrat ihres Freundes in den Armen der Tanzschönheiten dahinschwabten und daß vor allem auch sein sprödes Venchen im Augenblick ungefährlich war, lockte er richtig das kleine Blondchen Sebalbs in eine der matt erleuchteten Nischen. Das niedliche Mädchen, welches in seinem rosa-farbenen Ballkleide einem thaurischen Hedenröslein ähnelte, setzte sich unschuldsvoll neben den Unteroffizier auf das Sopha und merkte absolut nichts von seiner heutigen Raubvogelnatur, als er die erste Parallele aushob, d. h. als er in den bewunderndsten Ausdrücken von ihrem besonders heute Abend reizenden Aussehen sprach. Warum sollte sie das nicht anhören dürfen? Specht war Sebalbs Freund, also in gewissem Sinne auch der ihrige. Specht war ja überall und immer der galante, gemüthliche Badener, stets zum Schäkern aufgelegt, was aber nicht mißdeutet werden konnte

da er selbst mit einer liebreizenden Braut begabt war. Als der Schalk nach einer Minute die zweite Parallele eröffnete, indem er behauptete, es säße eine niederträchtige Fliege auf ihrer zarten Wange, und diese Wange dabei ganz zart, ja wirklich sehr zart, aber doch merklich streichelte, da blickte sie etwas befremdet empor. Doch nein! — seine Hand hatte vielleicht unabsichtlich die Bewegung gemacht. Sie lächelte wieder harmlos. Specht deutete das falsch und ging zur letzten Parallele über, er legte nämlich, stets scherzend, plötzlich den Arm um ihre zierliche Taille. Dem kleinen Blondchen wurde es schwül wie beim Wehen des Scirocco. Diese unerwartete Attacke lähmte sie völlig: sie saß ganz still da wie das Singvögelchen vor dem Blicke der Riesenschlange. Entweder war Specht betrunken oder —. Der Uebelthäter wäre nun sicher, da er alles zu seinen Gunsten deutete, zum Sturm geschritten. Da aber ergriff ein gütiges Geschick für die Kleine Partei in der Gestalt eines Tellers, welcher in der dicht hinter der Nische gelegenen, nur durch eine Holzwand von ihr geschiedenen Küche mit furchtbarem Knall zu Boden fiel, so daß Beide entsetzt, als wenn Jedes ein Gespenst gesehen hätte, auseinander prallten. „Alter Esel!“ rief draußen die stämmige Wirtin. Das schmeichelhafte Prädikat galt offenbar derjenigen Person, welche den Teller auf die Erde befördert hatte. Specht aber hatte die unangenehme Empfindung, daß die Bezeichnung eigentlich auch auf ihn passe. Er war vollkommen aus dem Gleichgewicht. Soviel fühlte er aber doch, daß die Geschichte einen Schluß haben müsse. So sagte er denn: „Mein Fräulein, darf ich um den Walzer bitten?“ Das „Fräulein“, ebenfalls ganz fassungslos, blickte ihn mit gelindem Grausen an und nickte stumm.

Daß Ernst Specht auf den zweiten Versuch verzichtete, ist begreiflich.

Die Wahrscheinlichkeit spricht nun nicht dafür, daß das kleine Blondchen den merkwürdigen Vorfall ihrem Bräutigam mitgeteilt haben wird: sie hätte nicht ein Mädchen sein müssen. Andererseits hatte der Uebermütige auch nicht die Spur von einem Zeugen bemerkt; auch war ein solcher nach Lage der Dinge nicht gut denkbar. Die Mitwiffer vom Wirtshause her hatten sicher den Mund gehalten. Aber es geht mit solchen Geheimnissen wie mit Samenkörnern: die Blume sprießt, ohne daß man sich von ihrem Herkommen eine rechte Vorstellung machen kann. That-

sache war hier jedenfalls, daß Sebald und Grunow ein verändertes Benehmen gegen Ernst Specht zeigten. Waren früher die Drei unzertrennlich, so hatten jetzt die besagten Zwei wiederholt unausschiebbare Geschäfte, welche sie am Verkehr mit dem Freunde hinderten. Auf Verabredungen ließen sie sich eigentlich gar nicht mehr ein, und bei den wenigen Gelegenheiten, wo sie durch Zufall Specht in den Weg liefen, konnte einer die Vermutung hegen, daß die Geschäfte recht ungün-



Sie saß ganz still da wie das Singvögelchen vor dem Blicke der Riesenschlange.

stig auf ihre Galle wirken mußten, denn namentlich Sebald glänzte durch ebenso große Kürze als Bissigkeit der Rede. Dem Sünder war es nun im Grunde leid, durch seinen Streich es mit zwei so guten Genossen verdorben zu haben, und er hätte gern klein beigetragen, wenn Sebald offen mit ihm über die Sache gesprochen hätte. Daß die Beiden aber auf jene Weise ihren Unmut zu erkennen gaben, verletzte stark sein Selbstgefühl und — er ließ den Dingen ihren Lauf. Einsam ging er künftig seinen Weg nach der „Reise“, einsam und von vornherein mißgestimmt, denn auch Lenchen mußte von seinem wunderlichen Stücklein etwas wissen oder ahnen. Sie gab

es ihm auf ihre Weise zu verstehen, und sie verstand es meisterhaft, den Uebermütigen zu treffen. Sie preßte neuerdings nämlich ihre Rippen so fest aufeinander, daß von ihnen rein gar nichts mehr zu sehen und zu schmecken war, so daß er sich mit der Wange begnügen mußte. Außerdem pflegte sie sich bald einmal vor ihn hinzustellen oder hinzusetzen und ihn mit emporgezogenen Augenbrauen und unglaublich spöttischem Blinzeln schweigend zu beäugeln. Sie zeigte darin eine erstaunliche Fertigkeit, welche in dem Unteroffizier oft die Lust erweckte, irgend etwas, was gerade in seiner Nähe war, z. B. eine Kaffeetasse, kurz und klein zu schlagen. Wie ein „brummiger Bäu“ strich er des Abends durch die Straßen der Kaserne zu.

Es ist eine Erfahrungsthatsache, daß durch passiven Widerstand der Uebermut nur verstärkt wird. Durch die Art der Gegenmaßregeln war aber bei Specht eine ganz eigentümliche Gereiztheit entstanden, welche seinen neueren Einfällen eine absonderliche Färbung verlieh. Namentlich zeigte sich das bei einem merkwürdigen Vorfall in der Kaserne, welcher bestimmt war, die verdiente Strafe herbeizuführen.

Unteroffizier Specht hatte, wie erwähnt, eine besondere lehrhafte Befähigung, welche wohl von den Vorgesetzten bemerkt worden war und derzufolge er stets eine Vortragsklasse, und zwar diejenige der Rekruten, erhielt. Unter den diesjährigen Rekruten nun befanden sich drei Leute, welche wegen ihres von der Natur etwas stiefmütterlich bedachten Begriffsvermögens die Geduld ihres Lehrers besonders in Anspruch nahmen. Das waren Klaus, Maus und Daus. Die ersten Beiden stammten aus Schlesien und waren — nach Gardemaß — kleine Gesellen, die indessen an Rundheit der Gestalt das ersetzten, was ihnen an Länge abging. Beide hatten die rundesten Gesichter und die frischesten Backen, welche beim Maus schier zu platzen drohten. Auch waren sie in allen anderen Dingen hurtig wie eine Biene, mit Ausnahme eben des Verstandes- und Denkvermögens. Der Dritte war von Königsberg und den Anderen auch

sonst unähnlich. Denn er war lang wie der Tag vor Johanni und von ziemlicher Hagerkeit, welche durch eine sehr kräftige lange Nase noch hervorgehoben wurde. Wie man es häufig bei solchen Menschen findet, zeigte er eine gewisse Schwerfälligkeit in allen seinen Bewegungen und gab auch beim Exerzieren zu lebhaften Ausstellungen Anlaß. Was nun die Instruktionsstunde betrifft, so haperte es bei ihm am meisten in der Kenntniß der militärischen Rangabzeichen, während der dicke Maus die Vorschriften für die verschiedenen Wachen durcheinander zu werfen pflegte und Klaus in der Geschützkunde ungenügende Antworten gab. Manchmal aber, und nicht eben allzu selten, vereinigten sie sich alle Drei in der Nichtbeantwortung ein und derselben Frage.



An einem Februar-morgen standen die Rekruten wie gewöhnlich vor dem Unteroffizier im Halbkreise. Die Dellampe warf einen gedämpften Schein auf die Drilljacken. Auf dem rechten Flügel stand wie ein weißer Leuchtturm der Ostpreuße, auf dem linken glänzten die Gesichter vor Maus und Klaus in milder Glut, wie die aufgehende Sonne im Herbstnebel. Der Unteroffizier

examinierte wieder einmal über die Rangabzeichen. Er war eben beim General angekommen, und es waren ihm die breiten roten Streifen an den Hosen und die gleichfarbigen Aufschläge als Merkmal genannt worden. Er wandte sich an den Flügelmann behufs weiterer Zeichen. Da das Kleeblatt heute schon Verschiedenes in Unwissenheit geleistet hatte, so war das Gesicht des Instruktors ziemlich gespannt. Der lange Daus riß die Hacken zusammen, richtete schweigend seine gewaltige Nase gegen die Decke, und als von dort keine Hilfe kam, senkte er sie wieder. Specht wollte ihn auf die eichenlaubförmige Goldstickerei am Kragen hinführen und sagte:

„Na! — Eichenlaub — Sie kennen doch Eichen?“

„Nein,“ erwiderte der Leuchtturm in seinem breitesten Dialekt, „Eichen wachsen bei uns nicht!“

Maus und Klaus wußten es ebenfalls nicht. In dem Unteroffizier fand jetzt eine jener

seltamen Ideenverbindungen statt, welche ein anziehendes Problem der Seelenkunde bilden. Er lächelte teuflisch und fragte den Daus:

„Aber einen Kuckuck kennen Sie?“

Der Ostpreuße riß die Augen so weit auf, daß die Nase ordentlich zusammenschumpfte. Diese naturgeschichtliche Betrachtung kam ihm höchst seltsam vor, und er konnte sich ihren Zusammenhang mit einem General nicht erklären. Er sagte im Tone der Verblüffung:

Zu Befehl, Herr Unteroffizier!“

„Na, dann sollen Sie mal heute ein Kuckuck sein. Den Kuckucksruf werden Sie ja wohl auch kennen. — Sie, Daus, steigen in den Torrkasten, Sie, Klaus, auf den Ofen und Sie, Maus, unter das Bett und rufen jede halbe Minute „Kuckuck“, damit Sie sich Ihrer Seelengemeinschaft bewußt werden.“

Das Kleeblatt rührte sich nicht, sondern starrte den Unteroffizier an. Und in der That: wer wäre fähig, die Tiefe dieses Gedankens zu ergründen? Gewiß auch hellere Köpfe nicht, als die der drei Rekruten waren.

Die übrigen Rekruten sahen sich verstohlen an. Zunächst hielten es wohl Alle für einen Spaß. Als aber Specht mit einem: „Na, wird's bald!“ zur Befolgung des Befehls aufforderte, da merkten sie wenigstens soviel, daß es eine Strafe sein sollte. Alles sah nun gespannt der Ausführung entgegen. Die Delinquenten befolgten zögernd den Befehl. Der lange Daus stand erst wie ein Storch auf dem Schemel und stieg dann langsam in den Kasten. Der Körper des Daus nahm gar kein Ende. — Nun war auch der Kopf verschwunden. Maus wälzte sich wie ein riesiger Klotz unter das Bett und kugelte sich dort wie ein Igel zusammen. Klaus erklimmte vom Bette aus den Ofen und, da er sich wegen der Decke ganz zusammenducken mußte, so lag er auf der Platte wie ein fetter Mops auf dem Nähtisch seiner Herrin. Und nun ging in abgemessenen Zwischenräumen die Begrüßung der drei Kuckucks vor sich. Hier tönte der Laut hell wie aus dem Wipfel eines nahen Baumes, dort schien ein alter Kuckuck in tiefer Waldschlucht zu rufen, und im Torrkasten klang des Daus gepreßte Stimme, als wenn der Vogel zwischen den engen Wänden eines finsternen Tobels säße.

Specht betrachtete sein Werk mit großer Zufriedenheit.

Die seltsame Strafe wurde noch im Laufe desselben Tages über die Batterie hinaus ruckbar. Denn die Soldaten wandelte allent-

halben das Lachen an bei der Erinnerung an die tolle Szene, die ein Sergeant zum Anlaß einer Nachforschung nahm. Als er den Grund der Heiterkeit erfuhr, dachte er bei sich und sprach es auch zu den Kameraden aus:

„Unser lieber Specht hat sich da höllisch aufs Glatteis begeben. Ist doch eine schnur- rige Geschichte!“

Und sie schüttelten die Köpfe und lächelten.

Specht dachte übrigens schon nach ein paar Stunden nicht mehr daran. Alle seine außerdienstlichen Gedanken vereinigten sich vielmehr auf den noch in dieselbe Woche fallenden Maskenball der Formier, zu dem fast alle Avancierten der Batterie eingeladen waren. Auf einem Kränzchen dieser Arbeiter von der königlichen Eisengießerei war es gewesen, wo der Unteroffizier seiner Zeit Sebalds Blondchen ungerirt hatte.

Specht hatte sich einen prachtvollen Türkenanzug in die Wohnung eines Freundes schaffen lassen, in welchem er ausfah wie der Sultan selber; sein Venchen wollte als Fischerin erscheinen. Er gedachte sich wieder einmal ordentlich zu vergnügen, denn eine Maskerade war ganz nach seinem Geschmack. Seine hochgespannten Erwartungen wären wahrscheinlich bedeutend herabgestimmt worden, hätte er die fieberhafte Thätigkeit Sebalds und Grunows gesehen, mit der sich diese, ebenfalls eingeladenen Unteroffiziere auf den Abend vorbereiteten. Er nahm an, daß diese dem Scherze fernblieben, denn so hatte ihn Venchen berichtet. Und das war auch die Absicht Sebalds und Grunows gewesen. Nun aber war die Kunde von der seltsamen Maßregelung der drei Kanoniere zu ihnen gedrungen. Daraufhin hatten sie sich bedeutungsvoll angeblickt und lange heimlich miteinander gesprochen. Es folgte dann die fieberhafte Thätigkeit, welche darin bestand, daß sie von Straße zu Straße die Maskenverleiher mit ihrem Besuche beehrten. Beim zwölften oder dreizehnten endlich fanden sie, was sie suchten, und der Handel wurde abgeschlossen. Und er mußte sie wohl sehr befriedigen, denn sie waren auf dem Rückwege äußerst heiter gestimmt und lachten auch den ganzen Abend über vergnügt vor sich hin.

Es war eine herrliche klare Februarnacht, allerdings durchweht von einem jener schneidend kalten Ostwinde, wie sie in diesem Monat sich vorzugsweise einzustellen pflegen, als Specht allein zum Balllokal hinfuhr — Venchen hatte wegen der dienstlichen Behinderung

ihres Bräutigams sich schon früher hinfahrenden Verwandten angeschlossen. Der Unteroffizier fror gräßlich in seinen ebenso schönen wie dünnen Gewändern. Er begrüßte es daher mit Freude, als die beiden flackernden Gaslichter vor dem Pableteichen Vokal durch die gefrorenen Scheiben dämmerten. Schnell entstieg er dem Gefährt und eilte behende durch die Gasse der Zuschauer, welche den Eingang wegen der Masken belagert hielt. Sie begrüßten den phantastischen, frierenden Orientalen mit aufrichtig gemeinten „Ah!“ und „Ei!“ Höchst angenehm berührte ihn die

Wärme, welche ihm in der Garderobe entgegen schlug, und die Musik, die verheißend durch die Saalthür summte. Er prüfte noch einmal seinen Anzug im Spiegel und schritt

dann, des

orientalischen Charakters eingedenk, mit statuarischer Ruhe durch die Saalthür, welche von einem gleichfalls besetzten Individuum, über dessen engere Nationalität Specht vergebens nachdachte, aufgerissen wurde.

„Salem aleikum!“ sagte Specht würdevoll, als der Andere sich, die Arme über die Brust gekreuzt, tief vor ihm verneigte. Er war jetzt überzeugt, daß jener einen Muselman aus den Tributärstaaten vorstelle, welcher ihm, dem Großtürken, huldige. Um zwei Zoll größer als gewöhnlich schritt er weiter.

Die Musik hatte eben ausgeklingelt, und die bunte Welt wogte langsam durch den Saal, zum Teil den neuen Ankömmling aufmerksam betrachtend. Es waren fast alle Völker vertreten, und außerdem gab es eine Anzahl

von Charaktermasken aus dem Gebiete der Gewerbe. Specht suchte vor allen Dingen sein Venchen. Indem er seine Augen überall hin schweifen ließ, strich dicht an ihm eine kleine Spanierin vorüber, welche ihn scharf ins Auge faßte. Er hätte wetten mögen, es sei Sebalds Blondchen, deren Gestalt ihm ja seit jenem Kränzchen recht wohl bekannt war. Dann waren aber wider sein Erwarten auch die beiden Unteroffiziere da. Eine Bangigkeit, von deren Grund er sich eigentlich keine Rechenschaft geben konnte, besiel ihn. Doch — was ging's ihn an, ob sie hier waren! — Er

spähte eifriger. Jetzt bemerkte er eine äußerst niedliche Fischerin; das war Venchen. Er wand sich durch das Gewühl und war gerade in der Mitte des Saales unter dem Kronleuchter angelangt,



„Kuckuck! — Kuckuck! — Kuckuck!“ rief das Wesen dem Unteroffizier Specht entgegen.

als ihm plötzlich eine seltsame Gestalt den Weg vertrat. Die Beine des besagten Individuums steckten in ungemein engen schwarzen Hosen und Strümpfen von gleicher Farbe, welche sie sehr dünn erscheinen ließen; sie endigten in einer Art von Schnabelschuhen. Die Brust schien mit einem Wamms aus schwarzen Federn bekleidet zu sein. Aus den Seiten wuchsen zwei mächtige Flügel von derselben Farbe, und der Kopf trug ein Vogelgesicht mit stark abwärts gekrümmtem Schnabel und mächtigen Augen, deren Lider beweglich waren.

„Kuckuck!“ — Kuckuck! — Kuckuck!“ rief das Wesen dem Unteroffizier Specht entgegen, indem es sich breitspurig vor ihm aufstellte und, wie vor ganz besonderer Freude, mit den Augen klappte und die Flügel aus-

breitete. Specht war wie vom Donner gerührt. Mechanisch trat er einen Schritt zurück und beinahe Jemand auf die Zehen. Er wandte sich um, in der Absicht, zu entschuldigen, und — prallte sprachlos zurück: er stand einer ganz ähnlichen Gestalt gegenüber.

„Kuckuck! Kuckuck!“ tönte es auch aus deren Schnabel, und nun klappten Beide vor unmäßiger Freude mit den Flügeln und drückten die Augen vor Wonne zusammen wie eine Katze, der man den Kopf kraut. Es war ein ungemein lachenerregender Anblick. Und das Lachen wollte denn auch kein Ende nehmen, am allerwenigsten bei denjenigen, — und deren war eine beträchtliche Zahl — welche den tieferen Sinn des Scherzes verstanden. Der Sergeant, welcher zu seinen Kameraden seiner Zeit von dem „Glatteis“ gesprochen hatte, stand in seinem Rinaldokostüm nach Lust ringend da und zitierte bloß immer, sobald er zu Atem kam, die Goethe'schen Worte:

„Herr, die Not ist groß!
Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los!“

Spechts Lage war in der That wenig beneidenswert. Er war da in eine nette Falle geraten. Sebald und Grunow — denn daß er diese vor sich hatte, war ihm keine Minute zweifelhaft gewesen — hatten ihn vollkommen in ihrer Macht. Herrschte doch Prinz Karneval, und gegen seine Hoheit darf man sich nicht auflehnen. Das also war die Rache für Sadowa. — Und er hatte ihnen noch dazu durch seinen verrückten Einfall den Weg gewiesen, ihn einmal ordentlich der Lächerlichkeit zu überliefern. Wie glühendes Metall schoß es durch seine Adern, — noch ein Glück, daß die Maske seinen Gesichtsausdruck verbarg. Wahrlich, diese Lage stellte die größten Anforderungen an seine Seelengröße.

„Was thun?“ dachte Specht. Als das Beste erschien ihm, sich den Anschein zu geben, als ob der Schlag vollkommen von ihm abpralle, oder als ob er ihn gar nicht verstände. So verneigte er sich denn als höflicher Türke gegen die beiden Riesekuckucks und setzte mit türkischstem Gleichmut, obwohl innerlich beinahe aufgelöst, seinen Weg fort. Die beiden Vögel eskortierten ihn bis zu seiner Braut hin. Bei dieser Gelegenheit schlug die Lachsalbe der Musikanten, denen der große Kronleuchter bisher das Schauspiel verdeckt hatte, an sein Ohr. Er sah, wie sie sich mit roten Gesichtern über die Brüstung des Chors beugten. Es schwimmerte ihm vor den Augen.

Venchen war entzückt über die beiden Waldbewohner: der Unteroffizier hielt mit Mühe an sich. Sie erklärte übrigens, bis zu diesem Augenblick nichts von der Anwesenheit der beiden Freunde, die sie sofort an ihrem Gang erkannt hatte, gewußt zu haben, was ihr Specht auch glaubte. Das änderte aber die Sache wenig, zumal es sich herausstellte, daß sie den Anlaß der sonderbaren Vermummung auch schon kannte. Es war ihm recht übel zu Mute.

Die Musiker stimmten jetzt wieder ihre Instrumente, und gleich darauf tönte eine herrliche Polka von oben herab. Es war ein Tanz von Johann Strauß dem Älteren, dem Vater des „Walzerkönigs“.

Diese Polka also erklang, und der Türke trat mit der Fischerin heroisch in die Reihe der Tanzenden. Bald wirbelten sie dahin, und Spechts gute Laune würde sicher zu einem guten Teil wieder zurückgekehrt sein, wenn nicht die beiden Vögel fortwährend hinter und vor ihnen hergestlattert wären. Der stete Anblick jener Geschöpfe aber machte seinen Aerger aufs Neue an. Jeden Walzer, jeden Rheinländer benutzten die Unglücksvögel, um sich wie zwei Trabanten an seine Fersen zu heften. Beim Contretanz wußten sie es ebenfalls so einzurichten, daß sie ihm gegenüberstanden, so daß er wohl oder übel sogar in aller Freundschaft verschiedene Male ihre Hände ergreifen mußte. Es war eine harte Probe für ihn. Aber er bestand sie, war indessen so schwach geworden, daß er sich nach Beendigung des Tanzes erst einmal mit Punsch stärken wollte. Zu dem Zweck führte er Venchen in eins der hübschen Nebengemächer. Kaum hatten sie sich aber hinter dem dampfenden Gebräu niedergelassen, als die beiden Kuckucks hereinflatterten, sich ihnen gegenüber setzten und mit starren Augen ihn stumm betrachteten. Venchen wollte sich halb tolllachen über die seltsamen Gesellen, welche sie jetzt erst recht sich ansehen konnte. In Specht lockte es, und er hätte beinahe ihnen seinen Punsch in ihre Vogelgesichter geworfen. Zum Glück legte Venchen, welche etwas derart voraussehen mochte, ihre Hand auf die seine, und — er bezwang sich. Ja beachte sie gar nicht, dann werden sie schon fortgehen, dachte er und suchte möglichst ungezwungen mit seiner Braut im Flüsterton zu plaudern. Venchen, welcher der vielgeprüfte Specht leid that, war heute sehr zärtlich und wirkte auf sein wundes Herz wie Balsam. Er beruhigte sich,

zumal er bei einem Seitenblicke bemerkte, daß den Kuckucks die Lider über die Augen fielen, als ob sie schläfrig wären. Er vergaß sie fast und flüsterte in der innigsten Weise mit Venchen und drückte ihre kleine Hand. Als er wieder einmal hinsah, waren die Vogel-Augen geschlossen: sie schliefen!

„Ach!“ flötete Specht, dem das Herz aufging bei der Liebenswürdigkeit des sonst so spröden Mädchens. „Ich habe wohl manchmal durch mein übermütiges Wesen Dich betrübt und verletzt, mein süßes Venchen, aber ich werde mich bessern.“ Er schlang dabei seinen Arm um ihre Taille.

In diesem Augenblicke rissen die beiden Kuckucks ihre Augen weit auf, schlugen wie besessenen mit ihren Flügeln und nickten sich heftig zu, als wollten sie sagen: „So hat er es gemacht! Gerade so!“ Damit flatterten sie, ausgelassen rufend, in den Saal zurück. Specht mit seinem schlechten Gewissen begriff ihre Geberde nur zu gut und wurde schier rasend vor Zorn. Vergebens suchte ihn Venchen zurückzuhalten: er stürzte den Beiden nach. In einer Ecke des Saals stellte er sie.

„Herr, Ihre Dreistigkeit übersteigt alle Grenzen“, fuhr er mit unterdrückter Stimme, schäumend vor Wut, auf den los, welchen er für Sebald hielt. „Wer sind Sie, Herr?“

Sebald lachte ob der letzten Frage, wie ein heiserer Uhu etwa lachen würde, und antwortete in demselben Tone:

„Bist doch selbst ein Waldvogel von Geburt und kennst den Kuckuck nicht? — u—u—u—uh!“

„Andern Sie Ihr Benehmen, sonst —“

„Oho, Maskenfreiheit! drängte sich ein Bartruffe mit ernstem Tone zwischen die Beiden, und mehrere Andere näherten sich.

Der Unteroffizier that jetzt das Vernünftige, was es in diesem Falle für ihn gab: er machte kurz Kehrt und begab sich, schwer atmend, zu seiner Braut zurück.

„Wollen wir nicht nach Hause fahren, Venchen? Das Vergnügen ist mir verdorben durch diese —“

Dieser Mangel an Selbstbeherrschung verdroß aber das Mädchen, und es antwortete kühl:

„Ich kann das nicht von mir sagen. Bedenke doch: das Ganze ist ein Maskenscherz!“

„Ein verfluchter Maskenscherz das! Ich gehe nach Hause.“

„Ich bleibe hier!“

„So, so — die Tiere gefallen Dir wohl sehr?“ rief er bitter.

„Allerdings, ich habe die Kuckucks stets leiden können.“

„So! — Dann willst Du Dich wohl von einem der lieblichen Vögel nach Hause geleiten lassen?“

„Warum nicht? — Falls Du keine Zeit mehr für mich hast. — Uebrigens“, setzte sie mit leichtem Spott hinzu, „brauche ich und Du dabei nichts zu fürchten. Der Kuckuck ist ein scheuer Vogel, was man nicht von allen anderen sagen kann.“

Specht stürzte, ohne ein Wort weiter zu sagen, in die Garderobe und von dort in eine Droschke. Wie ein ungezogenes Kind warf er sich mit voller Wucht in die Kissen.

In dieser Nacht kam in die Augen des Unteroffiziers kein Schlaf! —

Die nächste Woche war eine Zeit der stillen Sammlung und Einkehr. Unter dem Eindruck des Ballabends prüfte er sich einmal ernstlich auf Recht und Unrecht hin. Und bei dieser stillen Revue, welche er über seine Handlungen abhielt, sah doch sein ruhiger Blick manches nicht mehr so harmlos an wie früher. Es ergab sich bei der Aufstellung des moralischen „Soll und Habens“ doch eine merkbare Unterbilanz. Aber gleichzeitig sproßte das Samenkorn der Besserung in erfreulichster Weise in dem leichtsinnigen Jüngling empor.

Eines Abends ging er, nachdem er sich von der Anwesenheit der Unteroffiziere Sebald und Brunow überzeugt hatte, zu ihnen auf die Stube und sagte:

„Ich muß Euch das Kompliment machen: Ihr habt Euch glänzend gerächt. Ich habe mich wenigstens in meinem ganzen Leben nicht so geärgert, als auf dem Ball. Aber es geschah mir Recht — doppelt Recht! Es würde mir nun aber recht leid thun, wenn ich wegen eines leichtsinnigen Streiches, denn für mehr werdet auch Ihr es nicht ausgeben wollen, wenn ich deswegen mit zwei waderen Kameraden auseinander kommen sollte. Also, wenn Ihr mir verzeihen könnt: laffet uns wieder Freunde sein!“

Auf diese männlichen Worte hin erfästen die Beiden Spechts Hand und drückten sie kräftig:

„Von Herzen gern!“

Der alte Hund war wieder hergestellt.

Venchens Verzeihung für sein unartiges Benehmen hatte er bereits brieflich nachgesucht und erhalten.

So konnte es denn geschehen, daß am nächsten Sonntag-Nachmittage die drei Unter-

offiziere mit ihren Bräuten wieder, wie früher so oft, im Hause des Werkführers auf der „Reihe“ gemütlich am Kaffeetische saßen. Es war, unausgesprochen, eine stille Versöhnungsfeier. Die Fenster waren dem ersten Frühlingswehen geöffnet, welches vom Park her balsamisch hereinströmte. Lichtblau und milde spannte sich der Himmel über die Stadt. Die laue Luft umschmeichelte die schwarzen, nassen Ziersträucher im Garten, auf deren einem sich ein Rotkehlchen wiegte und zum ersten Male in diesem Jahr wieder seinen hellen Dreischlag ertönen ließ. Die Winterstürme hatten sich ausgetobt.

Beim Abschied belohnte Lenchen den reuigen Sünder mit einem echten und rechten Kuß ihrer schwellenden Lippen, welcher den Unteroffizier derartig berauschte, daß er auf dem Rückwege vor Seligkeit gar nicht sprach.

Die eben geschilderten Vorgänge hatten eine äußere Folge für den Unteroffizier Specht, nämlich den Spitznamen „Unteroffizier Kuckuck“, welcher ihm während seiner ganzen Militärzeit anhing. Wenn er ihn aber später nach Ablauf seiner Dienstzeit in seiner badischen Heimat, wohin er zurückgekehrt war, je wieder vernahm, dann lachte er als gereifter Mann mit samt seiner Lebensgefährtin, seinem trauten Lenchen, von Herzen darüber.



Der größte Soldat der deutschen Armee ist, nachdem der Gardist Fritz Eute in den Civilstand übergetreten ist, nunmehr der Garde-du-Corps Fritz Conrad. Der 22jährige Mann, der im dritten Dienstjahre steht, mißt genau 2 m und 3 cm! Dieser „ersten Größe“ folgen 2 Regimentskameraden mit 2 m 1 cm, während ein Mann im 1. Garde-Manneregiment genau 2 m mißt.



Der Türkenlouis.

von S. Fischer.

Am 19. August 1691 siegte Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden (Türkenlouis) in der Schlacht bei Salankemen in Ungarn über den türkischen Obergeneral Kijuprili. Als diese Schlacht nachmittags um 3 Uhr begann, stürzten sich die türkischen Scharen mit fürchterlicher Wut und ungeheuerem Geschrei auf das Heer Ludwigs. Da dessen rechter Flügel geworfen war, hatte es zwei Stunden lang den Anschein, als ob die Türken Sieger blieben. Trotzdem der Markgraf in dieser höchsten Not den linken Flügel zum Schutze des rechten persönlich herbeiführte, blieb der Kampf noch lange unentschieden. Die türkische Feldmusik, die sich stets in der Nähe ihres Obergenerals befindet, ließ bereits herrliche Siegesweisen ertönen. Als aber Kijuprili tödlich verwundet gefallen war, verstummte die Musik und das Türkenheer befahl ein gewaltiger Schrecken. Diesen Augenblick benützte der Markgraf; er machte einen energischen Vorstoß und trieb die Feinde in die Flucht. 10 000 Zelte, 158 Kanonen, 5000 Pferde, 10 000 Ochsen, 2000 Kamele, 12 Kisten voll Silbergeräte, zahllose kostbare Gewänder, Fahnen und Standarten waren die Beute der Sieger. 25 000 Türken bedeckten das Schlachtfeld. Der Kaiser that den glorreichen Sieg allen seinen Verbündeten kund. Der Gemahlin des Markgrafen übersandte er 2 eroberte Fahnen, dem Markgrafen selbst aber verlieh er durch die Ernennung zum Kaiserlichen Generalleutnant die höchste Kriegswürde.